

Diamanten auf Parsenn [Fortsetzung]

Autor(en): **Altheer, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **33 (1943)**

Heft 15

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637894>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIAMANTEN AUF PARSENN

Kriminalroman von Paul Altheer . Aehren-Verlag Zürich

4. Fortsetzung

Die Diamanten, die als Hochzeitsgeschenk für die Lieblingsnichte des Maharadschas von Indore bestimmt waren, befanden sich im Safe der Schiffskasse. Es waren sieben fast gleichwertige Steine, jeder ungefähr in der Grösse eines Taubeneis. Das Geschenk stellte, auch nach indischen Begriffen, ein grosses Vermögen dar.

Die Tat geschah unter Anwendung von Gas, mit dem die Wache im Kassaraum unschädlich gemacht wurde. Dann wurde das Safe aufgebrochen. Ein Teil der Einbrecherwerkzeuge blieb zurück, so dass man darauf schliessen musste, dass die Täter bei ihrem Unternehmen gestört worden waren.

Obwohl das Verbrechen mitten auf dem Ozean verübt worden war und niemand das Schiff hatte verlassen können, ist es nicht gelungen, die Einbrecher festzunehmen.

Der Erste Bezirksanwalt blätterte weiter und erklärte:

„Die sieben Diamanten sind seither nirgends auf dem Markt erschienen, so dass man bisher angenommen hatte, sie seien im Safe eines schwerreichen Mannes, der eventuell als Auftraggeber der Verbrecher in Betracht käme, verschwunden.“

„Und hier“, fuhr der Erste Bezirksanwalt fort, „finden wir eine chiffrierte Geheimnotiz, die ich vorhin übertragen liess. Sie lautet:

Auf den zurückgelassenen Einbrecherwerkzeugen fanden sich Fingerabdrücke — des Schiffskapitäns.“

„Dann“ — er blätterte weiter, „ergab sich aber, dass es sich um eine Irreführung handelte. Während man die ganze Aufmerksamkeit der Untersuchung auf den Kapitän konzentrierte, dessen Unschuld indessen restlos nachgewiesen werden konnte, war es den Tätern gelungen, ins Unsichtbare unterzutauchen ...“

Bob Scholl hatte schweigend zugehört und schaute den „Ersten“ aufmerksam an.

„Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann“, schloss der Erste Bezirksanwalt. „Es wäre nur noch hinzuzufügen, dass der Stein von Parsenn von unserm Juwelier unzweifelhaft als einer der sieben Diamanten des Maharadschas von Indore indentifiziert worden ist. Ein teures Gutachten, wenn man bedenkt, dass es uns unter Umständen den Stein kosten kann. Aber trotzdem: Ein Gutachten von grossem Wert für unsere weitere Arbeit ...“

Wir stehen also vor folgenden vier Aufgaben:

Die erste wird sein, den Stein wieder herbeizuschaffen. Alsdann werden wir den Einbrecher von der Bahnhofstrasse zu ermitteln haben. Drittens wird es nicht uninteressant sein, denjenigen festzustellen, der den Diamanten auf Parsenn verloren hat. Und viertens werden wir die andern Diebe suchen müssen, die seinerzeit bei der Tat auf hoher See beteiligt waren.“

Der Erste Bezirksanwalt schwieg und schaute Bob Scholl erwartungsvoll an.

„Sind Sie nicht auch meiner Meinung, Herr Scholl?“ fragte er, als der Detektiv immer noch keine Antwort gab.

Bob Scholl musterte seinen Auftraggeber nachdenklich und meinte:

„Mir scheint die fünfte Aufgabe fast die wichtigste zu sein.“

„Die fünfte? Ich habe nur von vieren gesprochen.“

„Gewiss. Die fünfte aber sehe ich darin, die übrigen sechs Diamanten ebenfalls zur Stelle zu schaffen“, sagte Bob, mehr für sich als für die andern.

Der Erste Bezirksanwalt lächelte und machte die scherzhaft gemeinte Bemerkung:

„Aber doch nicht auf Parsenn, Herr Kollege?“

Bob war noch nachdenklicher geworden. Er schien den leichten Spott nicht zu erkennen, der in diesen Worten gelegen hatte.

„Warum nicht auf Parsenn?“ lautete seine vielsagende Antwort.

Als die beiden Freunde das Bureau des „Ersten“ hinter sich hatten, fragte Rintelen:

„Glaubst du wirklich, dass die Möglichkeit besteht, die andern sechs Diamanten ebenfalls auf Parsenn zu finden?“

Bob Scholl sagte, zögernd, fast einer Eingebung folgend:

„Mir ist vorhin eingefallen, dass dieser eine Diamant, der als Teil der ganzen Beute verloren wurde, vielleicht doch nicht gar so weit von den andern entfernt gefunden worden sein könnte...“

Der fragende Blick Rintelens zeigte ihm, dass er von seinem Freunde nicht verstanden worden war. Aus diesem Grunde erklärte er:

„Man könnte sich vorstellen, dass derjenige der Verbrecher, der im Besitze der Steine war, die Beute für sich in Sicherheit bringen wollte. Das kommt unter Brüdern — das heisst unter Mordbrüdern — alle Tage vor. Vielleicht schienen ihm gerade Davos und Parsenn mit ihrem fast unübersehbaren Fremdenverkehr, sowohl als Aufenthalt für ihn, wie auch als Versteck für seine Steine geeigneter als irgend ein anderer Ort. Inmitten der vielen Tausende von Fremden, die sich jedes Jahr auf Parsenn herumtreiben, fällt ein einzelner nicht so rasch auf, auch wenn er anders aussehen sollte, als die meisten andern...“

Rintelen meinte:

„Ich verstehe. Unter diesem Gesichtspunkt werden vielleicht diejenigen Herren in Davos recht behalten, die der Meinung waren, dass da, wo ein Diamant gefunden wurde, auch noch andere zu finden sein könnten.“

„Immer unter der Voraussetzung“, schloss Bob, „dass auch diese andern früher einmal verloren gegangen sind.“

Es geht schon los

Als Bob Scholl in seine Wohnung zurückkehrte, übergab ihm Erich mit hochrotem Kopf einen Brief:

„Ein Roter Radler hat ihn eben abgegeben“, sagt er.

Bob griff nach Erichs Rockärmel, zog den Jungen näher zu sich heran und fragte:

„Was ist geschehen? Du bist ja ganz aufgeregt.“

Erich wollte sich dem Griff seines Herrn entwinden, sah sich aber Kräften gegenüber, denen er nicht gewachsen

Die bequemen

Strub-,

Bally-Vasano-

und Prothos-
Schuhe

Gebrüder
Georges
Bern
Marktgasse 42

war. So musste er sich schliesslich zu dem Bekenntnis bequemen:

„Der Roman — Meister ...“

„Erstens“, brauste Bob Scholl auf, „wünsche ich nicht Meister genannt zu werden, auch von dir nicht — und zweitens gehen dich meine Bücher nichts an. Verstanden?“

Kleinlaut sagte Erich:

„Ja, Mei ... Herr Scholl.“

Als er aber die grösste Gefahr vorüber wusste, fügte er in kindlicher Harmlosigkeit hinzu:

„Er ist bäumig!“

„Wer ist bäumig?“ wollte der Detektiv wissen.

„Eben der Roman“, erklärte Erich.

Bob hatte inzwischen den Brief geöffnet, einen ersten, raschen Blick hinein getan, den Jungen bereits vollständig vergessen und vor sich hin gemurmelt:

„Aha! — Es geht schon los!“

Erich wollte neugierig seine Nase mit in den Brief stecken, erschrak aber über eine heftige Bewegung seines Chefs derart, dass er einen Satz zur Seite machte.

„Wer, hast du gesagt, hat diesen Brief gebracht?“

Diese Frage Bob Scholls schoss scharf, wie ein Pfeil, auf Erich los.

Aber schon hängte sich der Detektiv ans Telephon, verlangte die Direktion der „Roten Radler“ und rief:

„Ich bitte Sie, stellen Sie sofort fest, welcher von Ihren Angestellten mir vor einigen Minuten einen Brief gebracht hat. Und rufen Sie mich, bitte, sofort an. Es ist ausserordentlich wichtig.“

Nun erst las und untersuchte er den Brief mit aller Sorgfalt.

Er war mit der Maschine auf ein billiges, unsatiniertes, weisses Papier geschrieben und enthielt nur die Worte:

„Lassen Sie die Finger von dieser Sache. Es könnte sehr gefährlich für Sie werden.“

Einer, der es gut meint.“

„Au!“ rief Erich, der nun doch mitgelesen hatte. „Da müssen wir nun aber höllisch auf der Hut sein!“

Bob lachte und fragte:

„Was hältst du davon, kleiner Detektiv?“

Erich stellte sich in Positur und meinte:

„Gefährlich! Die Schelme haben natürlich davon gehört, dass der grosse Meister Bob Scholl die Sache in die Hand nehmen wird. Und jetzt wollen sie ihn daran hindern, sein Amt auszuüben. Aber wir lassen uns nicht einschüchtern! Nicht wahr, Mei ... Herr Scholl?“

„Gewiss nicht; besonders dann nicht, wenn du mir versprichst, tapfer mitzutun.“

„Ich mache alles, was in meinen Kräften steht“, beteuerte Erich. Das klang so echt und aufrichtig, dass Bob wieder einmal ganz mit dem kleinen Lausbuben ausgehört war.

Das Telephon rief — und der Direktor der Roten Radler teilte mit, dass keiner seiner Angestellten heute einen Auftrag für Bob Scholl ausgeführt habe. Es müsse sich unbedingt um eine Verwechslung handeln.

Der Detektiv nahm sich nicht Zeit, sich in seinem Arbeitszimmer niederzulassen. Schon hatte er den Hut wieder in der Hand und sagte zu Erich:

„Ich bin auf der Bezirksanwaltschaft — aber nur in ganz dringenden Fällen zu erreichen. Und“ — er drohte mit dem Finger — „dass du mir nicht wieder in meinen Büchern herumschmöckerst! Verstanden?“

„Nein, gewiss nicht, Mei ... Herr Scholl“, beteuerte Erich. Und rasch fügte er hinzu:

„Wir lassen uns aber nicht einschüchtern, nicht wahr? Unter keinen Umständen!“

„Gewiss nicht. Von Einschüchternlassen ist nicht die Rede. Und von Bücherlesen auch nicht.“

Damit griff Bob Scholl, einem guten Einfall folgend,

nach dem Buch, warf es in eine Schublade seines Schreibtisches und schloss ab. Mit einem Lächeln sagte er zu Erich:

„Gelegenheit macht Diebe. Bekämpfen wir die Gelegenheit — dann geben uns die Diebe weniger zu tun. Tschao!“

*

Beim Ersten Bezirksanwalt fuhr Bob Scholl seinen anonymen Brief auf.

„Ich lege zwar keinen grossen Wert auf so etwas — vielleicht aber hilft er uns doch auf eine Spur. Ich wäre dankbar, wenn Sie durch Ihre Leute feststellen lassen könnten, um was für ein Papier und Farbband und um welche Maschine es sich handelt. Vielleicht kommt der Augenblick, in dem uns diese Vorarbeiten nützlich sein werden.“

„Sehr gerne. Bei dieser Gelegenheit kann ich Ihnen sagen, dass die daktyloskopische Abteilung auf den in der Bahnhofstrasse zurückgebliebenen Instrumenten Fingerabdrücke festgestellt hat. Sie sind noch nicht identifiziert.“

„Hoffentlich“, scherzte Bob Scholl, „kommt dabei nicht auch der Schiffskapitän zum Vorschein, wie beim Einbruch auf hoher See, dem damals alle sieben Diamanten zum Opfer gefallen sind.“

Der „Erste“ schaute seinen Besucher einen Augenblick fragend an. Dann verstand er die Anspielung und lachte.

„Und — was gedenken Sie nun zunächst zu tun, Herr Kollege?“ fragte er.

„Ich glaube, ich schaue mir zuerst ein paar Tage lang „Parsenn im Sommer“ an“, meinte Bob lächelnd.

„Versprechen Sie sich davon etwas?“

„Es ist immerhin ein Tatort — wenn es auch nur der Fundort ist. Ausserdem habe ich noch keine Ferien gehabt. Und Parsenn im Sommer soll nicht zu verachten sein. Auf Wiedersehen, Herr Bezirksanwalt. Sie hören von mir, sobald es sich lohnt.“

Der „Erste“ schaute dem Detektiv nach und schüttelte fast unmerklich den Kopf.

„Eine eigene Sorte von Menschen, diese Privatdetektive. Uebernehmen einen grossen Auftrag — und gehen zuerst ein bisschen in die Ferien ...“

Parsenn! Parsenn!

Erich brach jubelnd in den Ruf aus:

„Parsenn! Parsenn!“, als Bob Scholl ihm von seinem Entschluss Mitteilung machte. Als er aber in seinem Eifer auf den Estrich lief, um nach den Skiern Ausschau zu halten, ermahnte ihn sein Meister:

„Nein, mein Lieber! Davon wollen wir diesmal noch absehen. Wenn du aber Lust hast, kannst du deine Badehose mitnehmen. Das Strandbad Davos ist, wenn ich mich nicht täusche, bereits im Betrieb.“

Erich war von diesen Eröffnungen nicht sehr begeistert, fügte sich aber, weil er einsah, dass sein Meister recht hatte.

Sie trafen es herrlich: Parsenn hatte die Davoser Farben ausgehängt und erstrahlte unter blauem Himmel und goldener Sonne.

Meister und Lehrling zogen die Bergschuhe an und wanderten tagelang durch die Wunderwelt von Parsenn, wobei sich Erich überall, wo immer er konnte, nach den berühmten Abfahrten erkundigte und sich ganz genau die einzelnen Routen beschreiben liess.

Eingehende Versuche

ergaben, dass Lamepon physiologisch einwandfrei ist und einen zarten Schaum entwickelt, welcher in alle Zwischenräume leicht eindringt und dergestalt eine gründliche Reinigung gewährleistet unter weitgehender Schonung des Zahnmals. Ultradent, die flüssige Zahncreme, ist aufgebaut auf dem Gehalt an Lamepon und erreicht damit eine unvergleichliche Reinigungskraft. Monatspackung 60 Cts. Originalpackung 1.75, in allen Fachgeschäften.

Wenn er nicht so ganz mit sich und seinem Sport beschäftigt gewesen wäre, würde es ihm vielleicht doch aufgefallen sein, wie geduldig sein Meister mitzuhörte, ohne auch nur die geringsten Anzeichen von Ungeduld oder Uninteressiertheit zu zeigen. Dabei wusste Erich — oder er hätte es wissen können — dass Bob Scholl vom Skifahren so gut wie nichts verstand.

Als sie auch einen Anstandsbesuch bei der Polizei in Davos machten, erfuhren sie, dass man sich nicht nur in Davos und Zürich für den Diamanten von Parsenn interessierte. In einem Schreiben aus London war den Davoser Polizeibehörden mitgeteilt worden, dass Miss Ellen Howard von privater Seite den Auftrag erhalten habe, sich mit der Angelegenheit des auf Parsenn gefundenen Diamanten zu beschäftigen, und dass man bitte, ihr nach Möglichkeit behilflich zu sein. Sie werde sich seinerzeit mit einem Ausweis von Scotland Yard vorstellen ...

„Scotland Yard!“ hauchte Erich, und er ahnte nicht, eine wie schlechte Figur er machte, wenn er so — wie jetzt — mit offenem Mund dastand und in die Welt hinein staunte. Aber „Scotland Yard“ — das war ein Begriff, der ihn fesselte, wie einen zukünftigen Sänger der Name Bayreuth, einen Autofahrer der Nürburgring oder einen Skifahrer Parsenn.

„Scotland Yard!“
Erich erstarb in Ehrfurcht, wenn er diese Bezeichnung nur hörte oder las. Und nun, wenn es das Glück wollte, würde er Gelegenheit haben, einen Vertreter von Scotland Yard hier kennen zu lernen. Allerdings, wie er sich mit einem Anflug von Geringschätzung sagte, nur einen weiblichen; aber immerhin „vom Yard“, um sich, die Kurzbezeichnung der Eingeweihten nachahmend, fachmännisch auszudrücken.

„Etwas Näheres steht nicht in der Mitteilung, die Sie erhalten haben?“ fragte Bob Scholl, dem die Sache nicht ohne Bedeutung schien.

„Leider nicht“, lautete die Antwort des Beamten, der wusste, dass er Bob Scholl volles Vertrauen schenken durfte.

Bob war nachdenklich geworden.

Die Tatsache, dass man's in London für notwendig hielt, eine Kriminalistin nach Davos zu schicken, gab ihm zu denken. Auf jeden Fall nahm er sich vor, nach ihrem Eintreffen sofort mit ihr, dieser Miss Ellen Howard, in Verbindung zu treten

Der Polizeidirektor ist der Kapitän

Bob und Erich hatten nun ganz Parsenn abgewandert. Weissfluhjoch, Weissfluh, Strelapass, Körbshorn, Schiahorn, Salezerhorn hatten sie besucht — und es sah wirklich so aus, als hätte es Bob Scholl nur darauf abgesehen, auf Parsenn ein paar schöne Ferientage zu verbringen.

Nicht ein einziges Mal erkundigte er sich nach irgend jemand, fragte er nach einem Fund — und von Diamanten war schon gar nicht die Rede.

Nun telephonierte er mit Zürich, liess sich mit seinem Freund Rintelen verbinden und fragte, ob in seiner Angelegenheit etwas Neues geschehen sei.

„Du bist gut, lieber Freund! Neues willst du ausge-rechnet von mir hören?! Dabei warten wir seit acht Tagen auf Nachrichten von dir.“

„Ich habe euch ja gesagt“, entgegnete Bob, „dass ich erst Ferien machen muss.“

„Klar!“ rief Rintelen, nicht ohne Bosheit. „Der Herr Gelegenheitsarbeiter muss sich erst acht Tage lang in die Ferien begeben, bevor er mit der Arbeit beginnt. Bei uns ist das — leider — umgekehrt: Wir müssen erst ein Jahr arbeiten, bevor wir — eventuell — vierzehn Tage Ferien machen dürfen.“

„Dafür sitzt ihr aber auch an der Krippe, direkt neben dem Amtsschimmel“, rief Bob zurück. „Und — weisst du, wie es in der Bibel heisst? Sie säen nicht und ernten nicht, und der Vater im Himmel ernährt sie doch — oder nichtsdestotrotzdessenungeachtet, wenn du das besser verstehst.“

„Ein Glück, dass das Gespräch auf deine Kosten geht“, bemerkte Rintelen. „Sonst müsste ich hier Schluss machen.“

„Wenn du doch nichts weisst ...“

„Doch! Halt! Einen Augenblick!“ schrie Rintelen schnell und laut, weil er fürchtete, die Verbindung mit seinem Freunde zu früh zu verlieren:

„Da fällt mir grad ein ... Du hast doch schon davon gehört, dass wir auf den zurückgelassenen Werkzeugen vom Einbruch an der Bahnhofstrasse Fingerabdrücke festgestellt haben. Rate, von wem?“

Bob rief, einer raschen Eingebung folgend, unverzüglich ins Mikrophon:

„Etwas auch wieder vom Kapitän?“

(Fortsetzung folgt)

Die Gemeinde — „ein frauenloser Haushalt“

Motto: „Es kann ja nicht immer so bleiben.“

Die unangenehme Wahrheit muss wieder einmal gesagt sein: während in fast allen zivilisierten Ländern der Erde die Frauen im öffentlichen Leben mitarbeiten, mitbestimmen, mitverantwortlich sind, sitzen die Schweizerinnen staatsbürgerlich immer noch auf derselben Bank mit den Unmündigen und Entmündigten — die Schweizerinnen, von denen Bundesrat Motta sagte, sie seien berufen, dem Land nützliche, ja unentbehrliche Dienste zu leisten ...

Und diese nützlichen, unentbehrlichen Dienste wurden inzwischen dem Lande geleistet, werden ihm Tag um Tag weiter geleistet: Frauen sind zu Soldaten geworden; sie stehen eingespannt in die wirtschaftliche Landesverteidigung; sie nehmen den Gemeinden freiwillig kriegswirtschaftliche und fürsorgliche Pflichten ab. Tausendund-einmal ist den Frauen gesagt worden, sie hätten durch ihre Haltung und ihre Leistungen im Dienst der Heimat das Recht auf bürgerliche Mitverantwortung erworben. Denn wer mithilft, das kollektive Schicksal zu tragen und zu meistern, sollte dieses Schicksal gerechterweise auch mitgestalten dürfen.

Und doch hat man ein kleines Türchen, das sich in dieser Richtung vor den Frauen auftun wollte, wieder zugeschlagen: zwei vom bernischen Regierungsrat zur Annahme empfohlene Anträge, die die Bernerinnen berechtigen und verpflichten wollten, in den Gemeinden mitzuarbeiten, sind im Grossen Rat bachab geschickt worden — allerdings mit einem erfreulich geringen Mehr von bloss 10 Stimmen.

Damit ist aber den Bestrebungen der Berner Frauen keineswegs das Grab geschaufelt. Die Aktion für die Mitarbeit der Frau in der Gemeinde wird im Gegenteil weitermarschieren, gestützt vom Wohlwollen des bernischen Regierungsrates. Denn der grossrätliche Entscheid hat nichts an der Tatsache geändert, dass unsere Gemeinden der Mitarbeit der Frauen bedürfen. Gerade kommunale Aufgaben liegen fraulichem Wirken und Wesen besonders nahe — denken wir an Erziehung und Jugendbildung, an Fürsorge, Angelegenheiten der Kirche, an

H. Stadelmann, der Goldschmied für jedermann
Bern, Theaterplatz 1, Telephon 3 44 49